

Kommunikation ist sicher das wichtigste Bindemittel zwischen uns Menschen. Sie beschreibt die Interaktion zwischen zwei oder mehr Personen und kann sowohl verbal als auch nonverbal erfolgen. Kommunikation und insbesondere verbale Sprache ist sowohl Voraussetzung als auch faktische Gegebenheit gesellschaftlicher Teilhabe. Einschränkungen der sprachlichen und kommunikativen Möglichkeiten behindern zwangsläufig den Zugang zu allen gesellschaftlichen Prozessen, zur Gestaltung des Alltags, des Arbeitslebens, den Zugang zur gesundheitlichen Versorgung oder die Beteiligung an komplexen Diskursen.

Beginnen möchte ich mit ein paar Sätzen zu der 1844 erschienenen Erzählung „Pierre und Camille“ von Alfred de Musset. Sie handelt vom Schicksal zweier gehörloser junger Menschen und sicher nicht zufällig verlegt Musset sie ins 18. Jahrhundert. Die damals als taubstumm bezeichneten Menschen wurden sowohl im Altertum durch Aristoteles als auch im Mittelalter durch Augustinus als bildungsunfähig angesehen, aber im 18. Jahrhundert verändert sich das Bild. Eine gewisse Vorarbeit hat Diderot 1751 bereits mit seinem „Brief über die Taubstummen zum Gebrauch derer, welche hören und sprechen können“ gelegt und in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts kommt es in Paris zur Gründung einiger öffentlicher Anstalten für Erziehung und Unterricht von gehörlosen Menschen. Langsam und vorerst in Ausnahmefällen werden sie endlich als bildungsfähig angesehen.

Musset beschreibt in seiner Erzählung eine gespaltene Bewusstseinslage. Einerseits wird die gehörlose Camille immer noch abgelehnt – für diese Haltung steht ihr Vater – andererseits wird sie gesellschaftlich integriert – diese Position wird u. a. der Mutter zugeschrieben.

Musset endet, indem er einen Lernprozess des Vaters andeutet.

Nun haben wir seit Mussets Zeit eindeutig zum Teil hart erkämpfte Fortschritte erzielt, denn gerade gehörlose und schwerhörige Menschen werden mit ihren Problemlagen nicht adäquat wahrgenommen und sie sehen sich bei ihrer Lebensgestaltung einer Vielzahl von Barrieren und Problemen ausgesetzt. Gehörlosigkeit und auch Schwerhörigkeit sind nicht sichtbar und von der hörenden Mehrheit nur schwer fassbar. Viele Menschen denken, wenn man nichts hören kann, liest man eben von den Lippen ab, verständigt sich schriftlich oder redet mit den Händen. Wir wissen, dass es so einfach nicht ist, auch wenn die Deutsche Gebärdensprache mittlerweile an einigen Stellen rechtlich verankert ist und ihre Akzeptanz Fortschritte macht. Auch das Selbstbild von gehörlosen Menschen verändert sich und nach

meiner Beobachtung nimmt das Bewusstsein für die eigene Kultur zu. Aber noch sind wir von gleichen und gleichberechtigten Strukturen in allen Lebensbereichen weit entfernt. Deren Gebrauch war vor 20 Jahre keineswegs selbstverständlich, obgleich die Möglichkeiten der Kommunikation über die Lautsprache hinaus wahrscheinlich genauso alt sind wie die Geschichte der Menschheit selbst. Überlieferungen alter Kulturen legen nahe, dass Menschen mit eingeschränktem Hör- und Sprachvermögen schon immer nonverbale Kommunikationsformen zur ihrer Verständigung benutzten.

Vom 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts kennen wir einige bemerkenswerte Beispiele für die pädagogische Betreuung mittels Gebärden von – wie es damals hieß – tauben Kindern, zunächst in privilegierten adeligen Kreisen. Mit der Gründung der ersten öffentliche Schule 1755 in Paris durch den Abbé Charles Michel de l'Epeé, der als geistiger Vater der Gebärdensprache gilt, gab es dann auch eine Anstalt für bürgerliche Schüler.

Mitte des 19. Jahrhunderts kam es jedoch zu einer Zäsur und die sogenannten Oralisten meinten, die Gebärdensprache stehe der gesellschaftlichen Integration gehörloser Menschen im Wege. Diese Ansicht führte auf dem Mailänder Kongress 1880 zum dem Beschluss, jegliches Gebärden aus dem Unterricht zu verbannen und nur noch Lautsprachlichkeit zuzulassen.

Initiiert von der linguistischen Forschung in den USA kam es Mitte der 60er Jahre langsam zu einem Umdenken. Man erkannte, dass die Gebärdensprache eine natürliche Sprache mit einer eigenen Struktur darstellt mit der man sich genauso komplex und abstrakt ausdrücken kann wie mit gesprochener Sprache. Doch die Grabenkämpfe zwischen den Oralisten und den Manualisten dauerten bis in die 90er Jahre. Heute entscheiden sich viele Eltern gehörloser Kindern dafür, sie sowohl gebärden- als auch lautsprachlich zu erziehen.

Auch zu dieser bilingualen Erziehungsmöglichkeit haben Sie, verehrte Frau Belz, einen beeindruckenden Beitrag geleistet. Auf Ihre Initiative wurde im Rahmen des Bilingualen Arbeitskreises der Humboldt-Universität 2001 nach langem Kampf der Schulversuch in der Ernst-Adolf-Eschke Schule gestartet, in dem die Anfänge des bilingualen Unterrichts erprobt und weiter ausgebaut werden konnten. Heute gehört die zweisprachige Unterrichtsform selbstverständlich zum Konzept der Schule und das Fach Deutsche Gebärdensprache hat einen festen Platz im Lehrplan.